

Als Wissenschaftler ist man beständig mit Internationalisierungsforderungen konfrontiert. Selbstredend werden diese Forderungen mit dem Anspruch höherwertiger wissenschaftlicher Ergebnisse verknüpft. Gerade in den Geisteswissenschaften ist das natürlich völliger Blödsinn, was sich unschwer an einer rasanten begrifflichen Entdifferenzierung nachweisen lässt. Alles, was sich in den englischsprachigen Leitmarkt nicht einfügen lässt, wird quasi aus dem Diskurs verbannt, mit den bekannten Folgen, dass ganze Denktraditionen vergessen und deren Einsichten gelegentlich als ‚Neuentdeckungen‘ gefeiert werden.

Wenn in der Wissenschaft von Internationalität gesprochen wird, dann ist damit in der Regel etwas gemeint, was mit fortschreitender Monolingualität, Monokulturalität und historischer Entdifferenzierung zu tun hat. Es geht um die Vereinheitlichung von Studienabschlüssen, um Standardisierung, Ökonomisierung und Technisierung des Wissenschaftsbetriebs.

Wenn im *Krautgarten* von Internationalität gesprochen wurde, war damit etwas anderes gemeint, etwas, das sich im Laufe der Zeit für die Mitarbeiter als Idee und schließlich als ein Ideal ausgebildet hatte. Der *Krautgarten* erschien im deutschsprachigen Sprengel Belgiens, der 1984 seine kulturelle Autonomie erlangte, und verstand sich zunächst auch als Ausdruck einer kulturellen Selbstbehauptung. Diese Phase hielt nicht lange vor, da die Autorenschaft, die sich in der Zeitschrift präsentierte, sehr schnell sichtbar machte, dass eine kulturelle Engführung den eigenen Intentionen und Traditionen nicht gerecht wird. Es fand insofern schnell ein Wandel vom Selbstbehauptungsorgan zu einer offenen Plattform statt, in der sich Nationales und Internationales, Fremdes und Vertrautes präsentieren und mischen.

Zunächst galt es, aus dem an der Peripherie gelegenen Erscheinungsort einer sprachlichen Großkultur einerseits und einer mehrsprachigen Nation andererseits einen Standortvorteil zu machen. So verstand sich der *Krautgarten* als ein Organ, das zwischen Sprachkulturen, nationalen Formierungen und unterschiedlichen Traditionen vermitteln wollte. Diese Vermittlung war naturgemäß zunächst auf das Nahe gerichtet. Die deutsche, französische und niederländische Sprache mitsamt ihren Varietäten waren nahe, so nahe wie die unterschiedlichen kulturellen Ausdrücke der Nachbarregionen. Ohne Differenzen zu leugnen, sollte das Gemeinsame benannt und das Nichtgemeinsame verständlich gemacht werden. Über sprachliche und kulturelle Differenzen hinaus sollten auch die eher zufälligen staatlichen Formierungen der Region Gegenstand der Präsentation sein: Belgien, Luxemburg, die Niederlande und die deutschsprachigen Nachbarn waren die primäre Spielwiese des *Krautgarten*. Mit der Zeit erweiterte sich der Kreis der Autoren auf ganz Europa und die Welt, ohne dass der Kernbereich infrage stand. Unterschiedliche staatliche, sprachliche und kulturelle Prägungen sollten erschlossen und vermittelt werden. Literatur hat immer etwas mit Einsichten ins Verborgene, mit Verstehen und Verständlichmachen

zu tun. Und diese Funktionen kennen keine sprachliche, kulturelle und staatliche Exklusivität.

Die Nähe zu anderen Sprachen und Nationen gehört zum Lebensstil in der ‚überlappenden‘ Kulturlandschaft, zu der auch der östliche Teil Belgiens gehört - ‚überlappend‘, weil hier tatsächlich transkulturelle Entgrenzungen sichtbar werden. Man lebt nicht in ‚einer‘ Sprache und hat doch ein eigenes Idiom, man teilt einen großen Teil der eigenen Geschichte mit den Nachbarn und hat doch seine eigene Geschichte.

Transkulturalität meint eine Verwischung von Grenzen zwischen unterschiedlichen Kulturkreisen, die sich auf die Lebenspraxis des Individuums auswirkt. Für Wolfgang Welsch gilt es, fremde Elemente in sich selbst zu erkennen. Und ohne Frage weist das Eigene bei genauer Betrachtung auch fremde Anteile auf. In transkulturellen Räumen werden unterschiedliche Lebensformen, Werthaltungen und Weltanschauungen ausgetauscht. Während Multikulturalität ein Nebeneinander in ein und derselben Kultur darstellt, artikuliert sich im Transkulturellen eine hybride Form der Kultur. Welschs Konzept der Transkulturalität läuft allerdings Gefahr, Differenz im Einerlei äußerlicher Erscheinungsweisen aufzulösen.

Wie nun tauschen sich unterschiedliche Kulturen aus? In früheren Zeiten bedurfte es dazu Übermittler, Dolmetscher und Interpreten, einer Madame de Staël etwa. Heute, so scheint es, bedarf es Marketingspezialisten, eines ‚Cultural Discount‘ und sehr viel Geld. Einer Madame de Staël ging es nicht um kulturelle Dominanzen bzw. Hierarchien, sondern um Inspirationen. Hollywood bzw. für das, wofür es steht, geht es um die klare Scheidung zwischen einer dominanten Weltkultur, für die der nordamerikanische Leitmarkt steht, und den regionalen Kulturen, die durchaus für exotische Bedürfnisse genutzt werden können, ansonsten aber marginal zu bleiben haben. Kultur ist Produkt einer Kulturindustrie, das weltweit vermarktet werden soll und sich den Kriterien des Leitmarktes unterzuordnen hat. Als Goethe von Weltliteratur sprach, meinte er, dass es überall auf der Welt Literatur gibt, die etwas allgemein Menschliches behandelt und so auf ein allgemeines Rezeptionsinteresse stoßen müsste. An Vermarktungsstrategien dachte er nicht. Als sich Madame de Staël für die deutsche Literatur engagierte, wollte sie nicht die eigene Kultur marginalisieren, sondern inspirieren. Dies waren Zeiten, in denen Literatur noch Lebensform war und die längst verweht sind. Und dennoch sehnt man sich als ‚Macher‘ einer Zeitschrift nach solchen Zeiten zurück – nicht nur, weil man sich dadurch in einem romantischen Zirkel der Gleichgesinnten wähnt, sondern weil man in der kritischen Weltaneignung, für die Literatur steht, einen besonderen Wert sieht.

Man muss zur Kenntnis nehmen, dass es diese Lebensform kaum mehr gibt: Man liest nicht! Und das ist nicht gut so! Natürlich hat dies etwas mit medialen Verschiebungen und Dominanzen zu tun. Dies zu konstatieren ist so wohlfeil wie larmoyant. Dass Literatur nicht mehr im Sinne der romantischen Universalpoesie in der Mitte des

Lebens steht, Themen der Zeit aufgreift und setzt, gründet aber auch in einem Verschulden der Macher selbst. In die Mitte des Lebens kann Literatur nur durch eine entsprechende Vermittlung gelangen. Die aber scheint nicht mehr zu gelingen, was nicht zuletzt ein Verschulden von uns ‚Vermittlern‘ ist. Es bedarf dazu auch einer Literaturkritik, die weniger an der Befriedigung persönlicher Eitelkeiten und intellektuellen Marotten interessiert ist als an der Sache der Literatur. Nicht die Literatur lässt zu wünschen übrig, sondern deren Vermittlung.

Vermittlungsarbeit heißt nicht nur Übersetzung von Sprachen, sondern auch von anderen Sichtweisen und Lebenspraxen. Dies löst nicht die gegenwärtig diskutierten Kulturkonflikte, ist aber eine Voraussetzung, dass sie zumindest abgeschwächt werden können.

Es ging im *Krautgarten* nie darum, das Andere als Anderes aufzulösen, es einzugemeinden und zu okkupieren. Es sollte auch das Vertraute nicht als vermeintlich Fremdes entlarvt werden, was ein so beliebtes wie widersinniges kulturwissenschaftliches Spiel geworden ist. Kultureller Beliebbarkeit, kulturelle Einheitspampe, Multikultikitsch und Weltkultur im Sinne der Globalisierungsnivellierung war dem *Krautgarten* fremd. Kultur ist nie beliebig und austauschbar, ist aber auch kein geschlossener Kreis. Sie ist vielmehr ein spezielles Medium zur Welt, das sich auch aus fremden Einflüssen speist, diese aber transformiert und adaptiert, und in diesem Sinne etwas Eigenes und Besonderes aus dem Fremden macht.

Andererseits zeigte sich bei der Vermittlungsarbeit aber auch, dass es selbst da Gemeinsames gibt, wo man nur Eigenes vermutet und Differentes, wo man es bisher noch nicht wahrgenommen hat. Beides, Gemeinsames und Differentes aufzuweisen war Aufgabe einer kulturellen Vermittlungsstätte, als die sich der *Krautgarten* begriff.

Natürlich geht es in einer Kulturzeitschrift auch um Verunsicherung. Verunsicherung ist das Elixier kulturellen Lebens und Wandels. Verunsicherung muss aber nicht zu einem Werte- und Traditionsverlust führen. Vielmehr geht es um Auflösung von Verhärtungen und die produktive Fortgestaltung von Werten und Traditionen. Nur das bleibt und wahrt seine Kraft, was lebendig gehalten und mit der Lebenspraxis vermittelt werden kann. Diese Vermittlung macht den Weg frei für andere Perspektiven, die unabhängig davon existieren, ob sie uns passen oder nicht. Verunsicherung ist kein Selbstzweck, sondern Aufgabe von Literatur. Nur das kann in einem qualitativen Sinne Literatur genannt werden, was uns eine andere Welt eröffnet. Eine Literaturzeitschrift sollte einen Beitrag zur Schärfung unserer Wahrnehmung leisten. Dies impliziert einen kritischen Zugang zur Welt, denn kritisch die Welt zu sehen heißt nichts anderes als unterscheiden zu lernen. Wer unterscheiden kann, nimmt Differenz wahr. Dazu gehört, dass man nicht am Phänotyp hängen bleibt, sondern dessen Einbettung berücksichtigt. Nicht alles, was oberflächlich gleich aussieht, ist auch gleich. Es ist ein Unterschied, ob ein Inder in Indien Yoga betreibt oder ein Mitteleuropäer. Im ersten Fall geht es um eine religiöse Praxis, im zweiten Fall eher um meditative Turnübungen.

Kritische Weltaneignung heißt nicht, sich Fremdes zu eigen zu machen, sondern es aus seinen Traditionen zu verstehen; aber auch zu erkennen, dass diese Traditio-

nen nicht die eigenen sind. Es geht auch nicht darum, das Eigene zu verleumden. Natürlich gibt es das Eigene als Vertrautes, auch wenn es fremde Anteile hat, und natürlich gibt es das Fremde, auch wenn es vertraute Anteile hat. Starre Entgegensetzungen sind nur die halbe Wahrheit. Literatur leistet zur Wahrheitsfindung einen wesentlichen Beitrag, indem sie Zwischentöne setzt und narrativ gegen das begrifflich Erstarrte agiert. Literatur als Ausdruck eines radikalen Nominalismus ist bemüht, Differenz aufzuweisen und zu wahren, also nichts einem Allgemeinen unterzuordnen. Das Narrative ist das Besondere, Individualität behauptende, das in keinem Allgemeinen aufgeht. Literatur ist Einsicht in das, was abweicht und anders ist.

‚Vive la différence‘ war sozusagen der Schlachtruf des *Krautgarten*. Dies hat nichts mit gutmenschlichem Kussheln mit dem Fremden zu tun. Der Schlachtruf bedeutet, sich aktiv mit dem Anderen auseinanderzusetzen, nicht es sich anzueignen und einem höheren Interesse zu unterwerfen. Was diesem Projekt widerstreitet ist nicht nur ein engstirniger Nationalismus, sondern auch das Projekt der großen Nivellierung unter Schlagworten wie Globalisierung und Markthomogenisierung, für das leider auch Teile der EU-Institutionen stehen, die Europa nach einem einzigen, ökonomiebasierten Strickmuster stricken wollen. Wenn die Ökonomie mit kultureller Differenz in Konkurrenz tritt, bleibt allemal die Kultur auf der Strecke. Ein monokulturelles und monolinguales Europa ist nicht das Europa, für das wir eingetreten sind. Es gibt also Weisen der Internationalität, die nicht krautgartenkompatibel sind. Es sind die Weisen, die auf Kompatibilität und Nivellierung setzen und Widerständigkeit brechen wollen.

Es gibt zweierlei Versöhnung und zweierlei Verständigung: eine Versöhnung durch Erinnerungsverlust und Veroberflächlichung der Beziehungen und eine Verständigung auf niedrigstem Niveau, die zugleich die ausschließt, die sich diesem Niveau nicht anpassen wollen. Zu dieser Art von Versöhnung und Verständigung gehört, dass Identität im Mainstream, politischer Korrektheit und einem miefigen, multikulturellen Einerlei aufgeht. Mit Verständigung hat dies wenig zu tun. Es handelt sich vielmehr um eine Weise der ‚Selbstspiegelung‘ unter Verdrängung der eigenen Identitätslosigkeit. Auch mit Versöhnung haben Erinnerungsverlust und Veroberflächlichung wenig zu tun. Versöhnung bedarf der Erinnerung und Vergebung. Ebenso bedarf es einer Verständigung, die dem gegenüber seine Identität, seine Ecken und Kanten belässt. Da wo alles gleich gestrickt ist, wo alles in den Fluss der Beliebbarkeit einmoderiert wird, bedarf es keiner Verständigung. Diese Art von Verständigung und Versöhnung sollte im *Krautgarten* jedenfalls nicht stattfinden.

Auch wenn der *Krautgarten* als Projekt eines Periodikums nun sein Ende gefunden hat, so haben nicht die Ideen, für die dieses Projekt stand, ein Ende gefunden. Einer nivellierenden Medienpraxis entgegenzuwirken, die Dinge aus ihrer Verflüchtigung zu befreien, sie dabei auch historisch zu verankern, das war Programm – und es besteht die Hoffnung, dass es auch weiterhin Autoren und Leser geben wird, die sich diesem Programm verpflichtet sehen.